

Kulturpolitik im Welte(n)Wandel – Zusammenhalt und Teilhabe in einer vielfältigen Welt

20. – 21. April 2018 – Haus 1
Friedrich-Ebert-Stiftung, Hiroshimastr. 17, 10785 Berlin

LAB 7

Weltkultur(en): Neue Perspektiven auf koloniales Erbe

20.04.2018, 17.30 - 18.45 Uhr

Gesprächspartner_innen:

- **Pélagie Gbaguidi**, Künstlerin („The Missing Link“, Documenta14)
- **Helge Lindh**, MdB, Mitglied der AG Kultur und Medien der SPD-Bundestagsfraktion
- **Prof. Dr. Lars-Christian Koch**, Abteilungsleiter Ethnologisches Museum der Staatlichen Museen zu Berlin
- **Konradin Kunze**, Schauspieler, Regisseur, Autor (Schädel X/ Flinn Works)
- **Dr. Uwe Hartmann**, Leitung des Fachbereich Provenienzforschung am Deutschen Zentrum für Kulturgutverluste

Moderation: **Christian Freiesleben**, Referent der Arbeitsgruppe Kultur und Medien der SPD-Bundestagsfraktion

Gegen „kollektive Amnesie“

Nach der kurzen Vorstellung der Podiumsteilnehmenden durch den Moderator begann **Pélagie Gbaguidi** mit einem Redebeitrag, der durch eine visuelle Präsentation ihrer künstlerischen Arbeit untermalt wurde. Sie stammt aus Benin, hat in Dakar studiert und lehrt aktuell an einer Kunsthochschule in Lüttich. Ihr Werk hat die Dekonstruktion von heutigen Stereotypen historischer Landschaften in einer globalen Welt zum Gegenstand.

Kern ihres Schaffens ist die Beschäftigung mit dem Einfluss von Geschichte auf die Gegenwart des 21. Jahrhunderts. Gbaguidis Anliegen sei es dabei, kollektive Erinnerung und Trauma in einer künstlerischen Sprache im Rahmen ihrer Werke zu thematisieren. Die Geschichte, die sie reflektiere, sei die des Versagens der Menschheit und Menschlichkeit im Zeitalter der Sklaverei und Kolonisierung. Dies werde am „Code Noir“ besonders deutlich, einem Dekret des französischen Königs Ludwig XIV von 1685, das den Umgang mit Sklav_innen bzw. Verhaltensregeln für diese festlegte. Ihre Beschäftigung mit diesem Dokument verdeutlichte für sie, dass es Zeit sei, Sklaverei „als Problem der Produktion von Rassifizierung zu demystifizieren“, das zu Diskriminierung und anderen Formen des Ausschlusses von Menschen führe.

Das Problem sei eine „kollektive Amnesie“, die Gegenmaßnahmen erfordere. Dies versuche Gbaguidi, indem sie Wissen über die Geschichte bewahren wolle. Das Ziel ihrer Arbeit sei die Beschreibung und Übermittlung von Narrativen, die sich aus gelebten Erfahrungen speisen in Form von Malerei, die einen Raum zur Dekonstruktion von Geschichte mittels Kunst öffne. Zum „Code Noir“ habe sie 40 Malereien erschaffen, die „den individuellen und glo-

balen Untergang der Menschlichkeit“ illustrierten.

Für die Künstlerin zeigen sich anhand des „Code Noir“ Verbindungen zu anderen historischen Ereignissen, wie etwa den Umgang des NS-Regimes mit jüdischen Menschen während der NS-Diktatur im Dritten Reich und an anderen Orten wie Südafrika oder Senegal. So hätten für sie all diese Genozide „dieselben Wurzeln“, was für sie die Fragen aufwarf: „Warum sollen sie getrennt werden? Wie können wir Tragödien identifizieren und verhindern?“ Dies gelte weltweit. Tragödien seien auch der Israel-Palästina-Konflikt, der Krieg in Syrien oder die weltweit steigenden Zahlen von Menschen auf der Flucht. Wie und warum könne Kunst diese Themen bearbeiten?

Mit dem Erbe der Kulturgüter aus der Kolonialzeit, von denen sich 95 Prozent außerhalb Afrikas befänden, gelte es, kritisch umzugehen. Wenn über koloniales Erbe gesprochen werde, habe ein großer Teil der Menschheit nicht die Möglichkeit, in derartigen Panels zu sprechen. Sie seien sogar ganz vom Diskurs ausgeschlossen. Das Erbe müsse daher weltweit hinterfragt werden, nicht nur im hegemonialen Teil der Welt. Die heutige Zivilisation habe „unsere Gegenwart vergessen“. Gegenwart bedeute, Geschichte gemeinsam zu schreiben. Es sei an der Zeit, globales Wissen neu zu betrachten und die Dominanz von Imperialismus dabei aufzubrechen.

Transparenz, Zugänglichkeit und ein „Dialog auf Augenhöhe“ als wesentliche Kriterien im Umgang mit (kolonialen) Kulturgütern

Im Anschluss wurde **Dr. Uwe Hartmann** vorgestellt mit dem Hinweis, dass der Fachbereich Provenienzforschung am Deutschen Zentrum für Kulturgutverluste eine Schwerpunktförderung durch die amtierende Bundesregierung erhalte, deren genaue Ausgestaltung jedoch noch nicht feststehe. Darin bestünde eine Herausforderung und es ergäben sich „viele offenen Fragen“, bei denen auf Erfahrungen aus den Forschungen zur Suche nach NS-Raubgut zurückgegriffen werden könne. Dabei müsse von Beginn an eine effektive Forschungsstruktur aufgebaut und Expert_innen auch außerhalb von Europa, insbesondere aus den Herkunftsgesellschaften der Objekte und Exponate, miteinbezogen werden.

Transparenz in den Museen sei wichtig. So hätten etwa jüdische Organisationen gefordert, jedes Objekt zu digitalisieren, damit jeder, der nach seinen geraubten Besitztümern suche, die Möglichkeit hätte, diese finden zu können. Dies sei nicht zuletzt deshalb wichtig, weil die überwiegende Anzahl der Objekte in Depoträumen lagere und sich nicht in ständigen Ausstellungen befände. Bezüglich weiterer Forschungen sei es wesentlich, bestehende Netzwerke auszubauen. Ebenso müsse die Kritik von Seiten der jüdischen Organisationen ernst genommen werden, dass nicht *über*, sondern *mit* den Menschen oder Nachfahren gesprochen werde.

Diese Fehler sollten vermieden werden und mehrseitige Interessenlagen diskutiert sowie zu einem gemeinsamen Forschungsinteresse gebracht werden. Dies sei beim

Thema Kolonialismus ungleich komplexer als bei Fragen der NS-Raubkunst.

Die Aufarbeitung kolonialer Kulturgüter erfordert Sensibilität

Der Moderator wies im Folgenden auf Flinn Works' Dokumentarfilm zum Theaterstück „Maji Maji Flava“ hin, der im Rahmen der Tagung gezeigt wurde und befragte den Schauspieler **Konradin Kunze** zum Theaterstück „Schädel X“. Es handelt sich dabei um eine „lecture performance“, in dessen Rahmen sich Kunze allein auf der Bühne befindet und Fakten und Fiktion mischt. Im Fokus stehen hier koloniale Schädel Sammlungen, die in deutschen Institutionen lagern und deren Rückgabe gefordert wird. Im Rahmen der Performance werden zwei Biografien erzählt: die eines Deutschen, der einen Schädel nicht mehr haben wolle sowie von einer Person in Tansania, die den Schädel ihres Großvaters sucht. Der Bezugsrahmen dieser menschlichen Überreste sei von Bedeutung und es sei selbstverständlich, dass Angehörige ein Interesse daran hätten, diese zurückzuerhalten. Hierbei handle es sich nicht um Objekte, sondern um „Teile eines gewesenen Menschen.“ Jeder individuelle Fall bedürfe eines adäquaten Umgangs, zumal Menschen in Tansania den Willen hätten, die Überreste wiederzubekommen, ihnen aber oft der Zugang zu Informationen in Deutschland fehle. Dies gelte beispielsweise auch für religiöse Objekte. Die direkte Konfrontation mit den Überresten in Museen könne dabei für Vertreter_innen der Herkunftsgesellschaften einen traumatischen Schock auslösen.

Prof. Dr. Lars-Christian Koch knüpfte an seinen Vorredner an und betonte die Bedeutung der wissenschaftlichen Aufar-

beitung des Maji Maji-Kriegs. Es bestünde diesbezüglich ein intensiver Kontakt zu Forschenden in Tansania. Im Rahmen von Ausstellungen sei es nach Auffassung der Wissenschaftler_innen aus Tansania wichtig, das Kriegseignis in den historischen Gesamtkontext der Geschichte Tansanias und der Beziehungen zwischen Tansania und Deutschland einzuordnen. Es gebe eine „gemeinsame Geschichte und gemeinsame Zukunft“. Bei den Objekten und Kulturgütern, zu denen auch Musik gehöre, sei es wichtig zu unterscheiden, welche Werte auf materieller, ideeller und emotionaler Ebene vorhanden seien. Dabei gebe es unterschiedliche Wertverständnisse sowie rechtliche Fragen nach Urheberschaft, Eigentum und Besitz, die es zu berücksichtigen gelte, da sich der Sachverhalt sehr komplex darstelle. Eine aktuelle Aufgabe sei es, auch Altakten zu digitalisieren und damit zu Transparenz und besserer Zugänglichkeit beizutragen.

Die Geschichte hinter den Objekten sichtbar machen

Helge Lindh reflektierte in seinem Redebeitrag darüber, wie die Legislative mit dem Thema Kolonialgeschichte umgehe. So gebe es in der großen Koalition unterschiedliche Wahrnehmungen, was die Aussagen des französischen Präsidenten Emmanuel Macron betreffe, der in allen Bereichen zu europäischem Handeln anmahnte. Bei unterschiedlichen kolonialen Geschichten und Umgangsformen sei eine gemeinsame Aufarbeitung eine komplexe Fragestellung. Man laufe Gefahr, eurozentrische oder deutsch-französische Sichtweisen in den Vordergrund zu stellen. Stattdessen gehe es aber darum, genau zu ergründen, was sich kolonial angeeignet wurde. Hierzu seien auch eigene Vorstel-

lungen von Eigentum zu zählen. Im Rahmen von Provenienzforschung sei besonders der *Prozess* der Auseinandersetzung mit eigener Geschichtlichkeit wichtig. Dieser sei ein politischer Prozess. Für die deutsche Gesellschaft und Regierung sei zum aktuellen Zeitpunkt doppelte Widerständigkeit hinsichtlich dieser Frage zu erwarten, prognostizierte Lindh. Zum einen müsse die deutsche Gesellschaft den Diskurs noch führen, das Bewusstsein hierfür sei seiner Einschätzung nach aber noch nicht entwickelt. Zum anderen sei auch die Bundesregierung hier noch nicht so weit, da es noch der wissenschaftlichen Aufarbeitung bedürfe. Kunze hakte hier ein und betonte, dass „jeder Tag zähle in diesem schmerzhaften Prozess“, es handle sich auch um symbolische Akte. Lindh ergänzte hierzu, dass Selbstreflexivität nötig sei und dieser Prozess des Ausstellens und Sammelns von der Beobachtung zweiter Ordnung begleitet werden müsse, der Transparenzmachung der Umstände und Geschichte hinter den Objekten. Darin liege der politische Auftrag.

Es geht darum, zuzuhören

Pélagie Gbaguidi trug im Anschluss daran ihre Vorschläge zum Umgang mit dem Kolonialerbe vor. Es handle sich um ein „illegales Erbe“, bei dem ein „Genozid der Kultur“ in einem Teil der Welt begangen worden sei. Diese fehlenden kulturellen Ressourcen führten dort zur Traumatisierung. Es gebe das Bedürfnis, über Komplexität und Dialog gemeinsam nachzudenken. Es gelte ferner, auch den Fokus auf „Humankapital“ und „Ausbeutung von Körpern“ im heutigen Kontext des Kapitalismus mit einem Blick in die Geschichte zu verknüpfen. Sie warf die Fragen auf: „Sind wir noch Subjekt oder Objekt?“ und

„Was bedeute Kolonialerbe in der Gegenwart?“ Dieser Prozess sei eine „lange Reise“, und Künstler_innen seien Initiatoren solcher Prozesse. In Kommunikation und Bildung müsse über Rassismus und die Konnotationen des Begriffs „Migrant_in“

gesprochen werden. Es gehe darum, den Erzählungen von Betroffenen zuzuhören, sie als Gedankenanstöße zu verwenden und weiterzuentwickeln. Dies versuche sie auch ihren Studierenden beizubringen.

Impressum

Herausgeber

Forum Berlin ◦ Friedrich-Ebert-Stiftung
Hiroshimastraße 17 ◦ 10785 Berlin

Verantwortlich

Franziska Richter

Kontakt

franziska.richter@fes.de

© 2018 Forum Berlin ◦ Friedrich-Ebert-Stiftung

** Der Inhalt des Beitrages enthält Meinungen der Redner_innen der 6. Kulturpolitischen Jahrestagung der Friedrich-Ebert-Stiftung (FES). Diese sind nicht in jedem Fall identisch mit der Meinung der FES.*